

Formwandel – es gab Zeiten, zu denen eine solche Wortkomposition einen inneren Widerspruch bedeutet hätte. Die Form galt als ein geistiges, materiefreies Prinzip, nach dessen unwandelbarem Vorbild (bzw. Urbild) alle Dinge der erscheinenden Welt geschaffen waren. Die Gestalter – damals nannten sie sich noch Handwerker oder aber Künstler, welche die Kunst der Übersetzung und Verwirklichung idealer Formen im Umgang mit der Materie beherrschten – konnten sich auf ein Leitbild verlassen, hatten sich aber auch nach dessen Autorität zu richten. Daher die Rede von den Archetypen und schließlich bis über das Ausklingen des Klassizismus hinaus von Formenkanons, die das Schöne und Gute jeder Disziplin verbindlich regeln sollten. Die Adaption des Ideals an vorgefundene Verhältnisse und Erfordernisse der Praxis war zwar akzeptiert. Schließlich verlangte die Wirklichkeit einem die eine oder andere Abwandlung ab. Man durfte dabei nur das Ziel, oder besser das Prinzip, d.h. die prägende Form nicht aus dem Auge verlieren. Entsprechend wurde für seine theoretische und praktische Durchsetzung gekämpft. Erinnerung sei z.B. an die „Vier Bücher zur Architektur“, in denen Andrea Palladio „bereinigte“ Grundrisse präsentierte und damit Besonderheiten des Ortes oder der Bauaufgabe zugunsten der idealen (der schönen und guten) Form unter schlägt.

In Zeiten von Morphing, Scaling und einer wohl beliebig generierbaren Anzahl virtueller Parallelwelten mag man annehmen, dass solche verstaubten Überlegungen allenfalls dem Interesse des Historikers dienen. Denn wer wird gegenwärtig schon vollen Ernstes den Anspruch erheben, all-gemeinverbindliche Gestaltungsregeln aufstellen zu wollen. Natürlich werden Leitthemen – allen Täuschungsmanövern verschiedener Vernetzungstheoretiker entgegen – weiterhin von einigen wenigen produziert, inhaltlich besetzt und ökonomisch verwertet. (Die mehr als fragwürdige Zusammenstellung eines Kanons der deutschen Literatur wäre ein Beispiel hierfür.) Dennoch wird

man sich – die Überlegungen des Philosophen und Medientheoretikers Vilém Flusser wiesen schon vor einigen Jahren darauf hin – nach dem „Ende der Geschichte“ ernsthaft mit den Konsequenzen des Endes der kanonisierten Form (oder aber des Endes der „guten Form“) beschäftigen müssen. Nach welchen Kriterien werden wir in Zukunft gestalten können bzw. müssen? Wie ist es möglich, über Sinn und Unsinn von Entwürfen und Produkten zu entscheiden? Und bedarf es überhaupt noch eines solchen Anspruchs?

Man befindet sich in einer Zwickmühle. Einerseits kann und will man nicht den historischen Rückwärtsgang einlegen. Ehemals gültige Formenkanons würden uns nichts mehr sagen; wir stünden ihnen mit Unverständnis gegenüber. Bereits die Rede von der „guten Form“, einer Form mit dem ethischen Anspruch, gut (für wen denn?) zu sein, stößt dem einen oder anderen unangenehm auf. Andererseits stellt jeder Gestaltungsprozess vor die unumgehbare Pflicht, Festlegungen zu treffen und damit eine entwerferische Haltung zu zeigen, die – ja wo eigentlich fundiert ist? An dieser offenen Frage werden sich Designer und Architekten, Künstler und Planer weiterhin abarbeiten müssen. Dabei kommt es jedoch nicht darauf an, eine abschließende Antwort zu geben. Diese Versuchung hat uns die Postmoderne gründlich ausgetrieben. Vielleicht sollte es aber doch weiterhin möglich sein, die Bedeutung eines Entwurfs oder eines Objektes daran zu ermes sen, inwiefern damit auf die Belange und Bedürfnisse unserer Lebenswelt, mit all ihren sozialen und ökologischen Problemen, den Konflikten zwischen den Geschlechtern und gesellschaftlichen Gruppen eingegangen wird. Mittendrin im unsicheren Wandel der Formen stellt sich dann doch die Frage nach der (ethischen) Verantwortung des Designs und der Gestaltung, mag man nun für analoge oder virtuelle Welten, den öffentlichen Raum oder die Zukunft unseres Wohnens (und Zusammenlebens) tätig sein.

Thorsten Bürklin